

Peterchens Geburt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 19

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nie mehr

Nie mehr soll ich sie wiedersehn
Die unser Bestes war.
Wie viel Schweres kann doch geschähn
In einem einzigen Jahr!

Nie mehr streicht eine Mutterhand
Mir über den Scheitel leis,
Wenn ich weinend, vom Schmerz übermannt
Mir nicht mehr zu helfen weiß.

Nie mehr werd' ich so sorglos sein
Wie die Andern! — Denn ich gab
Meine sonnigste Jugend dem Mütterlein
Mit in das stille Grab!

J. Dürig, Urtenen

Peterchens Geburt

Eines der schönsten Geschenkbücher für Mütter ist Helene Christallers „Peterchen“. Man muß dieses herzensgute Büblein lieb gewinnen, das mit seinen zarten Fingerlein so viele Wirrnisse im Leben seiner Mutter wunderbar auflöst. Doch geben wir nun der Dichterin selbst das Wort*).

In der Nacht erwachte Berena von Schellengeläut wie von vielen Schlitten. Das klang so hell und silbern durch die Nacht, daß die junge Frau sich im Bett aufsetzte und hinaushorchte. Aber sie hörte nichts als nur das Geläut, nicht Pferdeschnauben, nicht Menschenstimmen. Sie sprang aus dem Bett, um hinauszusehen. Das Fenster war vereist, und Mondstrahlen fingen sich in den Schneekristallen. Sie öffnete einen Flügel und lauschte hinaus. Da war nichts mehr von Schlittenglocken zu hören. Stille Winternacht mit eisig funkelnden Sternen lag über dem Wald und der schneebedeckten Höhe. Es hatte aufgehört zu schneien. Im Stall rasselte die Kuh an der Kette, ein Hahn krächte in der Nachbarschaft. Ihr schwarzer Minorke unten im Stall antwortete. Also war es um Mitternacht. Drüben im Wald knackte der Frost in den Bäumen. War das Geläut Traum oder Täuschung gewesen?

Sie schlüpfte wieder ins Bett, konnte aber nicht schlafen. Sie fühlte sich nicht wohl: schmerzhaft Wellen durchzogen ihren Körper, und wie sie sich auch legte und was sie versuchte, es wurde nur schlimmer statt besser. Da kam ihr der Gedanke, daß ihre Stunde gekommen sei. Sie erschraf, ihr Herz krümmte sich zusammen vor Angst, und sie legte ihr Gesicht in den Arm und spürte, wie die Tränen unter den geschlossenen Lidern hervorbrängten und auf den nackten Arm fielen.

Sie kam sich einsam und verlassen vor, und eine brennende Sehnsucht nach einem Menschen, der gut zu ihr war, überfiel sie. Nikolaus? Wenn es ihm vergönnt war, in der Atmosphäre der Erde zu weilen, so war er jetzt in ihrer Nähe, konnte sich nur nicht mitteilen. Oder kam dies Silberglockengeläut von ihm? Und warum war es jetzt verstummt?

Da tappte etwas an der Türe. Berena fuhr auf, ihr Herz klopfte wild. Da sprach eine brüchige rauhe Stimme: „Ist Ihnen nicht gut, Frau Berena? Ich sah Licht in Ihrem Zimmer.“

„Ach, bitte, Elise kommen Sie herein“, sagte Berena kläglich. Die Magd trat ein. Sie hatte einen grauen gestrickten Unterrock an und darüber eine wattierte Bauernjacke, ums Gesicht ein zerklüftes Tuch aus gelblicher Schafwolle, unter dem ein spärliches schwarz-graues Zöpfchen heraustrat.

„Ich habe so Schmerzen“, jammerte das junge Weib.

„Soll ich die Frau wecken?“

„Nein, nur das nicht, das hat Zeit bis zum Morgen. Aber Elise, wenn Sie . . . ich bin so allein, und ich hab doch noch nie ein Kind gekriegt.“

Die Magd lächelte gutmütig und begann Feuer im Ofen anzuzünden. „Damit doch unser Kindle nit friert“, sagte sie geschäftig.

„Glauben Sie wirklich, Elise, daß ich ein richtiges lebendiges Kind bekomme? Neulich träumte mir davon, und dann war es kein Kind, sondern nur eine silberne Teefanne.“

Elise lachte leise. „Das gibt so Gott will ein rechtes Kindle, ein lustiges Schreibälste mit Strampelbein' und Grübleshänd.“

„Ach . . .“, seufzte Berena, und ihr Gesicht erglänzte. „Sehen Sie sich doch ein wenig zu mir ans Bett. Haben Sie Nikolaus von Geburt auf gekannt?“

*) Dieses Kapitel ist der neuen Volksausgabe „Helene Christaller, Peterchen“ (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel. 26. — 31. Tausend. Seitenband Nr. 2.85, Fr. 4.75) entnommen.

„Aber ja, aber ja, ich bin doch keine Amme gewesen.“

Berena erstaunte. „Dann hatten Sie ja auch ein Kind?“

Das alte Gesicht errödete. „Ja, ja, aber das war mir nit zur Ehr; es isch au in de erste Täg gestorbe. Der Nikolaus isch dann mein Kind gewese.“

„Ach!“ Die junge Frau streckte ihre weiche warme Hand aus den Decken und legte sie in die harten rauhen Finger der Magd. Dann schüttelte sie der Schmerz, und sie verstummte. „Ist es sehr schwer, das Kinderkriegen?“ fragte sie, als sie wieder Luft hatte.

„Schwer oder leicht, 's isch alles vergesse, wenn uns das Kindle im Arm liegt“, tröstete die Magd und streichelte ihr über die Haare.

„Es ist so schwer ohne Nikolaus.“

„Ja, ich war damals auch ohne den, dem ich vertraut hatt'. Der hat sich beizeit aus dem Staub gemacht gehabt. Und ich war ganz allein im Stall, nur die Rüh und das Pferd habe mein Stöhne gehört und mich angesehen mit ihre große traurige Auge. Ach, der Mensch isch e arm Kreatur!“ Die Magd versank in trüber Erinnerung.

„Und dann freuten Sie sich doch über das Kind?“ fragte Berena leise.

„Ja, dann hab ich mich gefreut, daß alles vorüber war. So etwas steht ja vor einem so unausweichlich wie der Tod.“

„Ja, durch muß ich, ich weiß. Aber wenn der Liebste mich in meinen Schmerzen hielt und umfinge . . .“

„Nur tapfer“, tröstete die Magd, „der Liebste isch, wenn's Gott gefällt, bei Ihne in der schwere Stund.“

„Glauben Sie das?“ zweifelte Berena.

„Ja“, sagte die Alte energisch.

„Ich bin so müde“, klagte die junge Frau nach einer Weile.

„Schlafe Sie nur, ich bleib hier.“

Langsam zwischen kurzem Schlummer und aufjagenden Schmerzen ging die Nacht herum. Als die Hähne krächten und den Morgen anzeigten, ging die Magd in die Küche und machte Kaffee. Als sie wieder heraufkam mit einer dampfenden Tasse, fiel ein dünner Lichtstrahl aus dem Schlafzimmer der alten Frau. Die Magd hielt an, eine tiefe Stimme hatte drinnen gerufen.

„Es isch so weit“, antwortete sie laut. „Sobald es Tag wird, geh ich zum Doktor. Das gibt ein Christkindle.“

Berena hatte das letzte Wort gehört, „ein Christkindle“. Da wandte sich ihr tiefstes Wollen, Fühlen und Lieben bittend dorthin, woher ihr dies Geschenk kam. Und alle Angst ging unter in einem unsäglichen Vertrauen.

Mit einem mutigen Lächeln begrüßte sie den Doktor, der mit lärmender Fröhlichkeit seines Amtes waltete und ihr versicherte, daß das der schönste Teil seines Berufes sei, diesen Himmelsgeschenken den Einzug auf die Erde zu erleichtern.

Sie lächelte auch die Schwiegermutter an, die hoch aufgerichtet am Fuß des Bettes stand, bleich und belastet von der Untätigkeit, zu der die Lage sie zwang.

Einmal mitten in den Schmerzen sagte Berena erschrocken: „Die Hühner sind noch nicht gefüttert.“ Und Elise verschwand wie ein Schatten aus dem Zimmer, in dem sie sich immer wieder zu tun machte. Der Doktor sah kurz auf und begegnete den Augen Monikas, die die ihren senkte.

„Pflichttreue“, murmelte der Arzt, „gibt eine gute Mutter.“ Er horchte nach den Herztönen des Kindes. „Es dürfte jetzt vorwärts gehen“, meinte er zur Mutter und sah prüfend nach dem glühenden Gesicht der jungen Frau. Sie hörte die leisen

Worte und erschraf. Nahm ihr Kind Schaden? In einem tiefen Versenken rief sie alle inneren Kräfte zu Hilfe, die geistigen und die körperlichen.

Und so mußte sie die Not des Mutterwerdens auskosten. Es kamen Minuten, da stürzte der Himmel über die Erde und begrub die leidende Frau, die sich hoch aufbäumte und mit dem letzten Tropfen Kraft um das Leben kämpfte.

Wie aus weiter Ferne, durch strudelnde Wasser, hörte sie die Stimme des Arztes. „Tapfer, tapfer, das Köpfe ist schon da.“ Sie sah die alte Frau mit schneeweißem Gesicht und aufgerissenen Augen nach einem Etwas starren und dabei die zitternden Lippen bewegen, dann spürte sie, wie sich etwas Lebendiges von ihr wand, das ihren Leib zersprengte — und dann hörte sie in die tiefe Stille des Leibes und der Seele hinein einen quäkenden Laut und die Stimme des Arztes: „Ein strammer Bub.“

„Ach“, sagte sie tief aufatmend. „Gott sei Dank!“

In das schwarze Steinbild am Fuß des Bettes kam Leben; gierige zitternde Hände breiteten ein gestricktes, weißes Wolltuch aus, und darein legte der Arzt ein rotes, feuchtes, schreien des Etwas, mit dem die Mutter sich wie mit einem Raub in die Nähe des Ofens flüchtete, wohin Elise ein Wännchen mit warmem Wasser gestellt hatte. Um Berena kümmerte sie sich nicht mehr, sie hatte nur noch Augen für das Kind, das sie sorglich und geschickt badete und bekleidete und zu dem sie mit ksendem Gemurmel sprach.

An der Seite Berenas aber stand die alte Magd, hatte den Arm um sie geschlungen und küßte sie auf die erhitzten Wangen. „So ein schön Kind“, sagte sie immer wieder.

„Und ein tapferes Mütterchen“, lobte der Arzt, „nicht einmal hat's geschrien.“ Aber gleich polterte er mit Elise: „Eine Tasse Fleischbrühe oder Milch wäre besser für die kleine Frau als das Geschleck.“ Seine großen schwarzen Augen rollten grimmig.

„Das tut ihr auch gut“, verteidigte sich die Magd und zog behutsam den Arm unter dem Nacken der Kranken heraus, „der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“

„Na ja, na ja“, gab der Arzt zu, „aber auch nicht von den Küßen eines alten Rükchendragoners. Gebt ihr mal lieber das Kind.“

Monika Gregorovius zuckte zusammen, dann kam sie langsam mit dem kleinen Bündelchen herbei.

„So, junge Frau“, sagte der Arzt und stellte sich breitbeinig vor sie hin. „Jetzt freun Sie sich zehn Minuten an Ihrem Christkindle, und dann muß es hier dunkel und still werden.“

Draußen läuteten die Kirchenglocken. „Heiliger Abend“, sagte Frau Gregorovius und begann hastig aufzuräumen.

„Nun, Großmutter, was sagt das Herz, wie ist's ihm zumut?“ fragte munter der Doktor.

„Ich bin froh, daß alles gut gegangen ist“, antwortete Monika, „ich danke Ihnen.“

„Nun, dann wollen wir ein Fensterspältchen aufmachen und ein wenig Weihnachtsglocken hereinlassen. Mutter und Kind schlupft unter die Deck.“

Und die Weihnachtsglocken klangen in das Zimmer. Frau Gregorovius stand mit gefalteten Händen am Fenster und starrte in die Nacht, der Arzt packte leise klirrend sein Besteck zusammen. Als die Glocken verstummt waren, trat die Großmutter ans Bett der Schwiegertochter und küßte die Bleiche auf die Stirne.

Das war der erste Mutterkuß, den Berena von ihr empfing.